Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige. Stettin, Kirchplatz Nr. 3. Redaktion, Druck und Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden von 12–1 Uhr.

Stettiner Zeitung.

Abend-Ausgabe. Montag, den 18. August 1884. Nr. 384.

Deutschland.

Berlin, 17. August. Der gegen die englische Regierung gerichtete neueste Artikel der „Norddeutschen Allg. Ztg.“ beschäftigt fast die gesammte Londoner Tagespresse. Die „Times“ sagt:

„Es ist interessant, wahrzunehmen, daß die Ursache zur Beschwerde, die, wie anfängich geglaubt wurde, auf Angra Pequenna beschränkt war, jetzt auf Australien ausgedehnt worden ist und Diejenigen, welche zwischen den Zeilen lesen können, werden wahrscheinlich auch im Stande sein, einen verhüllten Hinweis auf den Kongo-Vertrag, sowie auf das Zaudern Lord Granville's, denselben auf das Geheiß des britischen Kanzlers zu zerreißen, zu erblicken.“

Die „Pall Mall Gazette“ glaubt, man dürfe die Philippika der „Nordd. Allg. Ztg.“ gegen England nicht zu ernst nehmen. Genau dieselbe Sprache sei innerhalb der letzten Jahre wiederholt geführt worden: gegen Rußland, welches jetzt der intime Freund Deutschlands sei; gegen Italien, welches noch immer sein Bundesgenosse sei; gegen Belgien, mit welchem es auf bestem Fuße stehe und bei verschiedenen Gelegenheiten gegen Frankreich, mit welchem es gegenwärtig außerordentlich herzliche Beziehungen unterhalte. „Aber obwohl,“ fährt das Blatt, „keine Ursache vorhanden ist, sich durch dieses jährliche Abfeuern blanker Patronen erschrecken zu lassen, ist es natürlich unangenehm, daß das Gewehr gegen uns gerichtet wird. Ein solches Contretemps kann indeß keinen Unterschied für Diejenigen machen, die beständige Fürsprecher der natürlichen Freundschaft zwischen Deutschland und England gewesen sind. Diese Freundschaft ruht auf so soliden Grundlagen, daß sie manches zeitweilige Mißverständniß überstehen kann, so schimpflich es auch sein mag, daß solche Mißverständnisse vorkommen sollten. Und in einer Hinsicht hat die „Nordd. Allg. Ztg.“ Recht. Die Politik des Kanzlers, auswärtigen Mächten gegenüber, ist, wir räumen das freudig ein, ebenso unwandelbar, vernünftig und rücksichtsvoll, als die Auslassungen eines gewissen Theiles der deutschen Presse unnöthiger Weise anstößig sind. Unsere klare Pflicht ist es, ersterer auf halbem Wege zu begegnen und von letzteren keine weitere Notiz zu nehmen.“

— Die Nachricht aus London, daß ein englisches Kanonenboot zum Schutze der englischen Fischer nach Helgoland abgesandt sei, wird in den hiesigen Zeitungen allgemein so aufgefaßt, daß es heißen solle: zur Aufrechterhaltung der Ordnung unter den englischen Fischern. Dann müßte es wohl richtiger heißen: zu Fischereipolizei in der Nordsee. Es erscheint uns zweifelhaft ob nicht doch — vorausgesetzt, daß die Meldung richtig ist — eine ganz leise Demonstration darin liegt gegen die Konsequenzen, die man deutscherseits aus dem „Diedrich“-Fall gezogen hat. Die Helgolander Fischer, die ja auch Deutsche sind, vertragen sich mit den übrigen deutschen recht gut; auch kommen in den Helgolander Gewässern sehr selten Konflikte zwischen Fischern deutscher und englischer Nationalität oder Staatsangehörigkeit vor. So ist es nicht unmöglich, daß England, sofern es das Kanonenboot nicht etwa nach der Doggerbank, sondern nach den Helgolander Gewässern schickt, eine leise Mahnung erläßt, daß es seinen Beruf zur Polizei unter dem englischen Fischervolke selbst ausüben werde und der Hülfe und Anspornung von anderer Seite nicht bedürfe.

— Zu der Angelegenheit der beiden in Koblenz bei der Spionage verhafteten französischen Offiziere ist noch Folgendes zu bemerken:

„Die Untersuchung hat die volle Schuld der beiden in den mittleren Jahren stehenden Herren ergeben. Man fand bei ihnen eine Menge Karten, Ortsaufnahmen, Skizzen, Aufzeichnungen, die es zweifellos machen, daß sie Militärspionage betrieben haben, und zwar nicht etwa auf eigene Hand während eines Urlaubs, sondern auf unmittelbaren Befehl des französischen Kriegsministers. Im Besitz des Klein fand sich unter den Papieren und Banknoten eine chiffrirte Depesche des französischen Kriegsministers Campenon an Klein vor, die letzterer selbst entziffert und durch Ausschneiden und Wiederzusammenkleben der Buchstaben lesbar gemacht hatte und die in der Uebersetzung etwa lautet: „Sie haben sich angesichts dieses sofort nach Paris zu begeben und hier nähere Befehle in Empfang zu nehmen, die eine Dienstreise nach Koblenz betreffen.“

— Die angeblich zur künftigen Ausrüstung der Landwehr, und nach einer anderweitigen Behauptung zu der eines etwaigen Landsturmaufgebots bestimmten neuen Litewken, welche neuerdings bei mehreren Truppenkörpern in eine Trageprobe genommen waren, sollen sich für den eigentlichen Feldgebrauch doch nur sehr bedingungsweise bewährt haben. Die Weite dieser überzieherartig gestalteten Joppe veranlaßt nämlich, daß sie auf dem Rücken Falten schlagen, was sich für das Tragen des Tornisters als eine schlimme Belästigung ausgewiesen hat. Sehr bequem sollen dieselben dem Halse anschließen. Die Benennung ist den Litewken der Landwehr von 1813 entnommen, mit denen sich die Landwehr der Befreiungskriege ausschließlich bekleidet befand.

— J. J. Weiß, der treffliche Mitarbeiter des „Journal des Debats“, studirt gegenwärtig in Deutschland die militärischen Zustände, für welche er ein besonderes Interesse zeigt, wahrscheinlich weil er selbst, der Sohn eines schweizerischen Offiziers in französischen Diensten, als enfant de troupe erzogen worden ist. Aus dem Kadettenhause in Oranienstein schickt Weiß dem „Journal des Debats“ folgendes ansprechende Bild:

Wie kommt es nur, daß ich gegenwärtig in Oranienstein, im Speisesaale des Kadettenhauses bin, mit den Knaben Klößesuppe, Schweinefleisch mit Kartoffeln esse und klares Bergwasser trinke: Das kann ja gleichgültig sein; genug, ich bin hier. Der Speisesaal ist gut beleuchtet, spiegelblank und sauber. Er umschließt etwa zehn starke und breite Tische und dient allen Kadetten, die zwischen acht bis siebzehn Jahren alt sind. Jede Tischgruppe hat ihren Präsidenten, einen Zögling, welcher den Dienst beaufsichtigt, zur Eile oder größeren Langsamkeit drängt und vorkommenden Falls dem Hauptmann, welcher den Wochendienst hat, die Beschwerden seiner Kameraden übermittelt. Dieser geht, den Säbel an der Seite, zwischen den Tischen und im Mittelgange auf und ab, inspizirt alle Gerichte, welche die Diener hereinbringen, und versichert sich ihrer Qualität und Quantität. Das Essen wird von einem Unternehmer der nahen Stadt Diez geliefert. Die Aufsicht ist daher nöthig und scheint auch wirksam zu sein; die Gerichte verbreiten einen guten Geruch, und die Schüsseln sind voll. Es ist hier nicht, wie in unseren französischen Erziehungs-Anstalten, Sitte, daß während des Essens eine erbauliche und eine klassische Lektüre gemacht wird unter dem Vorwande, die Ruhe unter den Tischgenossen zu erhalten. Allerdings verhindert man dadurch die Kinder am Schwatzen, aber auf die Lektüre geben sie darum doch nicht Acht; sie denken nur an's Essen und werden gefräßig. Die Mahlzeit der deutschen Kadetten wird durch Gespräche gewürzt. Sie dürfen sich frei geben und wenn die Fröhlichkeit zu lärmend wird, braucht der Hauptmann nur leicht in die Hände zu klatschen, um den allgemeinen Ton zu dämpfen. Wenn ein Streit irgendwo ausbricht, läßt er die Zankenden vor sich kommen und schlichtet den Zwist. Am Tische der Kleinsten erblickt der Hauptmann plötzlich einen Jungen, dessen Zustand kein normaler ist: er hat seine Suppe nicht ausgegessen, sieht traurig in den Teller und dicke Thränen rollen über seine Backen. Der Hauptmann tritt näher und erkundigt sich nach der Ursache seines Kummers. Der Kleine bricht in Weinen aus und erzählt, seine Kameraden wollen ihn noch immer nicht als einen richtigen Soldaten behandeln und hätten ihn schon wieder „Pfäffchen“ geschimpft. Die Anderen lächeln und senken die Nasen tiefer auf ihre Teller. Nach dem Essen, sagt der Hauptmann, kommt ihr Alle zu mir. Die Mahlzeit ist zu Ende. Einer der Vorsitzenden nach dem anderen berichtet dem Hauptmann, daß in seiner Gruppe Alles gut abgelaufen ist. Der Offizier läßt ein Kommandowort hören, Jedermann erhebt sich, der Hauptmann nimmt die Mütze ab, ein Kadet stellt sich neben ihm auf und spricht das Tischgebet, welches militärisch kurz und germanisch positiv ist: „Gott sei Dank für Trank und Speise.“ Der Kadet betont voller Ueberzeugung die Worte „Trank und Speise“, woraus ich schließe, daß er mit seinem spartanischen Mahle nicht unzufrieden ist. Nachdem die ganze Tischgesellschaft Pelotons gebildet und die Spielplätze aufgesucht hat, erscheinen das „Pfäffchen“ und seine schuldigen Kameraden vor dem Hauptmann. Das „Pfäffchen“ ist ein kleiner Schwabe, Sohn eines Majors zur Disposition, welcher für den Jungen einen Freiplatz erhalten hat. Seine Eltern, die fromme Leute sind, haben ihm im Augenblick der Trennung eine Kinderbibel mitgegeben und anempfohlen, als Erinnerung an sie oft darin zu lesen. Und er liest in der That. Er setzt sich allein und still in die Ecken und blättert in seiner lieben Bibel. Schon mehrmals hat der Hauptmann den armen Kleinen gegen seine Schulgenossen zu vertheidigen gehabt und thut es auch heute wieder, aber ohne übertriebene Strenge. Er stellt dem jungen Bibelleser vor, daß er sich der Benennung „Pfäffchen“, was doch eigentlich heißen wolle „kleiner Pfarrer“, nicht zu schämen brauche, und den Anderen, daß sie eine so ehrwürdige Bezeichnung nicht ins Lächerliche ziehen sollten; man sei, sagte er, darum kein schlechterer Militär, wenn man fleißig die Bibel lese, und sollte wenigstens einen Jeden frei gewähren lassen. Das Alles in ruhigem, geduldigem Tone, ohne eine Spur von Pedanterie vorgebracht. Die Kinder gehen verwirrt von dannen und werden nicht so bald von Neuem anfangen. Dieser so sanfte und maßvolle Pädagoge ist Soldat von der Zehe bis zum Scheitel. Er dient seit beinahe zwanzig Jahren, hat den französischen Feldzug mitgemacht und war damals im Korps und in der Schule Mannstein's, welcher unter den preußischen Generalen von 1870 als der unnachsichtigste gegen Offiziere und Soldaten gilt. . . . Ich trete den Rückweg entzückt und etwas betrübt an. Ich sehe immer noch diesen Edelmann von altem schlesischem Adel, welcher den Schlachten um Metz und an der Loire beigewohnt hat, Welt- und Kriegserfahrung besitzt und in der Blüthe seiner Jahre, der Vollreife der Intelligenz sich so bescheiden dazu hergiebt, Kinder zu leiten, ihre Streitigkeiten beizulegen, ihr Gemüth zu bilden; und gleichzeitig beschwöre ich das Bild des „Maitre d'études“ herauf, welcher in unseren Lyceen dasselbe Amt versteht, wie der Hauptmann Baron v. L. in Oranienstein.

— Mit dem ersten scharfen Zielversuch, welcher für die Torpedowaffe am 5. d. M. in der Wyker Bucht stattgefunden hat, dürften voraussichtlich die Torpedoversuche in ein neues Versuchsstadium übergeleitet worden sein. Das als Ziel benutzte ausrangirte alte Kanonenboot „Wespe“ ist von einem auf 600 Meter von der Korvette „Blücher“ lancirten geladenen Torpedo mittschiffs, also unter den günstigsten Verhältnissen für die Zerstörungswirkung, getroffen worden. Ueber diese letztere gehen jedoch die Nachrichten weit auseinander. Während nach der einen Mittheilung das Boot durch ein Einschlagen des Torpedos nur derart beschädigt gewesen sein soll, daß dasselbe im Ernstfall seeuntüchtig gewesen sein würde, berichten andere Nachrichten, daß allerdings ein Zerschellen des alten Holzbaues in zwei Theile erfolgt wäre. Auch dieser letzt behauptete Erfolg entspräche jedoch noch kaum den gehegten Erwartungen, denn ein sofortiges Sinken oder eine vollständige Zertrümmerung der geborstenen Theile findet sich bei den betreffenden Angaben nirgends erwähnt. Die Frage, wie sich die Zerstörungswirkung eines Torpedotreffers bei einem der gegenwärtigen schweren Panzer verhalten würde, muß sich danach ganz von selber aufdrängen. Wenn diese Wirkung nicht genügt, um ein mit 250 bis 600 Millimeter Eisenstärke gepanzertes Schiff sofort nach einem einzigen Treffer in die Gefahr des Sinkens zu versetzen, so muß das Uebergewicht der schweren Panzerkolosse über die Torpedo-Flottillen als unbedingt wiederhergestellt erachtet werden. Während der letzten Jahre des Ministeriums Stosch waren Wirkungsversuche gegen Panzerscheiben verschiedener Stärke und Konstruktion bereits in Aussicht genommen, es bleibt nach dem Ausfall dieses ersten Ernstversuchs wohl kaum daran zu zweifeln, daß die Ausführung dieser Absicht jetzt wieder aufgenommen werden wird.

— Schon Dr. Falk hatte als Kultusminister im Jahre 1873 in einer Verfügung an sämmtliche Oberpräsidenten auf die Bedenklichkeit der amtlichen Empfehlung von Schulbüchern hingewiesen, welche Schulräthe und Seminardirektoren zu Verfassern haben. Spätere Erfahrungen bestimmten Herrn v. Puttkamer, diese Mahnung in Erinnerung zu bringen, und jetzt ist Herr v. Goßler dem Beispiele seines Amtsvorgängers gefolgt. Außerdem ist aber noch besonders darauf hingewiesen, daß die Abfassung namentlich von Volksschullesebüchern durch Regierungs- und Schulräthe überhaupt nicht dem Interesse der Unterrichts-Verwaltung zu entsprechen scheine. Es komme dabei einerseits in Betracht, daß zur Herstellung eines guten und mit einiger Selbstständigkeit bearbeiteten Lesebuchs ein Aufwand von Kraft und Zeit erforderlich sei, welcher einem Schulrathe, der seinen Amtspflichten gewissenhaft nachkomme, nur unter ganz besonderen Umständen zur Verfügung stehen dürfte, andererseits aber und vorzüglich lasse die Abfassung von Volksschullesebüchern nur zu leicht das Bedenken aufkommen, daß dadurch dem amtlichen Ansehen des betreffenden Schulraths bis zu einem gewissen Grade Eintrag geschehen könne. Es werde in einem solchen Falle selten fehlen, daß selbst das bestbegründete und objektivste Bedenken des Schulrathes gegen ein fremdes Buch unrichtige und mißverständliche Auslegungen erfahre und daß sein Verhalten gegen die ihm untergeordneten Schulinspektoren und Lehrer in irgend eine unzulässige Verbindung mit dem Interesse gebracht werde, welches diese für oder gegen das von dem Schulrathe verfaßte Buch gezeigt haben. Die Regierungspräsidenten sollen die ihnen untergeordneten Schulräthe „in möglichst schonender Weise“ auf diese Gesichtspunkte aufmerksam machen.

— Ueber ein angeblich gegen den deutschen Kronprinzen geplantes Dynamitattentat brachten kürzlich die „Potsd. Nachr.“ eine Mittheilung, welche die Runde durch die deutsche Presse machte. Die Nachricht von Sicherheitsmaßregeln, die zum Schutze des neuen Palais, resp. des Kronprinzen getroffen worden waren, begegnete in verschiedenen Blättern Zweifeln. Aus zuverlässiger Quelle geht der Wiener „N. Fr. Pr.“ nun über die ganze Affaire folgende Nachricht zu, die wir — allerdings nur mit Vorbehalt — reproduziren. Am Tage vor der Abreise des Kronprinzen nach England gelangte es zur Kenntniß des Kommandeurs des Lehrinfanteriebataillons, dessen Kaserne bei dem Neuen Palais liegt, daß ein Gespräch zwischen zwei Soldaten des Regiments belauscht worden sei, demzufolge ausländische Anarchisten das Neue Palais in die Luft sprengen wollten. Die beiden Soldaten wurden von dem Lauscher nicht gesehen, doch nahm man an, daß dieselben zu den zahlreich im Bataillon dienenden Sachsen gehörten, mit denen sich die erwähnten Ausländer in Verbindung gesetzt haben dürften. Nach den Mittheilungen, die unserm Gewährsmanne durch einen preußischen Offizier gemacht worden sind, soll an demselben Tage ein Gärtner im Parke von Sanssouci eine Dynamitpatrone gefunden haben, welche er sofort ablieferte. Damit nun jedes Attentat, resp. jede Verbindung mit den Militärposten, welche das Neue Palais umgeben, verhindert werde, zog man sofort die Außenposten, welche einzeln standen, ein und konzentrirte dicht um das Palais herum Doppelposten; außerdem marschirten noch verschiedene Militärpatrouillen den Innenraum der Postenkette fortwährend ab. Eine telegraphische Meldung an die Potsdamer Polizeibehörde veranlaßte, daß noch Abends 9 Uhr der größte Theile der Potsdamer Schutzmannschaft nach dem Neuen Palais befohlen wurde. Diese Beamten wurden in Gebüschen und Gesträuchen im Parke von Sanssouci vertheilt, um die Nacht dort zu wachen. Am nächsten Morgen reiste der Kronprinz nach England und fuhr auf einem Seitenwege zur Wildparkstation, bei welcher ebenfalls Sicherheitsvorkehrungen getroffen waren. Die Bewachung des Palais wurde aber mindestens 8 Tage lang nach der Abreise des Kronprinzen in der erwähnten Art fortgesetzt und schließlich auf das Marmorpalais im Neuen Garten, woselbst Prinz Wilhelm von Preußen wohnt, ausgedehnt. Auch dort wurde ein Dynamitattentat befürchtet. Prinz Wilhelm selbst hat im Neuen Garten Personen, die dort spazieren gingen, scharf beobachten lassen, und thatsächlich ist auch vor 8 Tagen die Verhaftung eines Mannes erfolgt, der sich etwas auffällig dort bewegte und mit einer blauen Blouse bekleidet war. Die Bewachung des Marmorpalais dauert heute noch fort; auch das Stadtschloß, woselbst die Kaiserin residirt, ist, wenn auch nicht ganz so scharf, so doch immerhin sehr ausreichend bewacht.

— Unser berühmter Landsmann Schliemann ist heute mit seiner Familie zu einem mehrtägigen Aufenthalte hier eingetroffen. Derselbe erfreut sich besonderer Gunst an unserm Hofe und wird wahrscheinlich vom Kaiser in Audienz empfangen werden.

— Die egyptische Frage hält auch die „Post“ für den wesentlichsten Gegenstand der Varziner Besprechungen, und an die Zurückweisung des deutschen Sanitäts-Antrags in der Konferenz erinnernd, meint dieses Blatt: Wenn die immer wachsenden Lasten des egyptischen Budgets über die jetzige Leistungsfähigkeit der dortigen Einnahmequellen hinausgehen, können sich darum doch nicht Europa und die gesittete Menschheit Pest, Cholera e tutti quanti auf den Hals schicken lassen. Kann Egypten die Kosten der Einrichtungen nicht tragen, die ihm als einem selbstständigen, das heißt, seinen Pflichten gewachsenen Staate zufallen würden, weil es die Abwehr von Gefahren gilt, die auf seinem Boden entstehen — so muß eben Europa die Lasten dieser Pflicht auf seine Großmächte vertheilen und den un-

mündigen Staat in Betreff dieser [illegible] unter seine Vormundschaft nehmen. Das englische Präsidium hat gleichwohl die Frage von der Tagesordnung ausgeschlossen und schließlich die Konferenz eigenmächtig beendigt. Es ist aber klar, daß eine Frage, welche Leben, Gesundheit und selbst die soziale Sicherheit der zivilisirten Nationen unmittelbar bedroht, nicht nur nicht ungelöst bleiben, sondern auch nicht einmal aufgeschoben werden kann. Dies ist unsere Vermuthung über den konkreten Anlaß, welcher den Besuch des Grafen Kalnoky, der, wie auch wir glauben, schon länger beabsichtigt war, gerade jetzt herbeigeführt hat. Selbst die englische Regierung hat übrigens auf der Londoner Konferenz erklärt, daß sie bereit sei, auf einer anderen Konferenz, wo dieselbe auch zusammentrete, über den Gegenstand zu verhandeln. Inzwischen wolle sie sich beeilen, von sich aus das Mögliche für die Besserung der sanitären Einrichtungen Egyptens zu thun. Offenbar kann ihr allein jedoch der Schutz Europas nicht ausreichend gelingen. Denn es handelt sich dabei um Geldopfer, welche England niemals aus seinem Säckel für ein europäisches Interesse bringt, und welche noch weniger dem längst vor dem Bankerott stehenden Egypten abverlangt werden können."

Zum Schlusse sagt die „Post": „Dem Minister des befreundeten Reiches aber, der kommt, um seine Achtung unserem leitenden Staatsmanne zu bezeigen, und der nach sehr nahe liegender Vermuthung mit demselben einen Gegenstand besprechen will, der unser aller Leben, Gesundheit und Sicherheit angeht, diesem einflußreichen und befreundeten Staatsmann können wir nur mit voller Sympathie den Gruß des Willkommens bringen."

Stettiner Nachrichten.

Stettin, 18. August. Zur Ergänzung einer früheren Mittheilung in unserer Zeitung, betreffend die Unterstützung solcher Mannschaften aus dem Feldzuge 1870—71, welche glauben in demselben eine innere Dienstbeschädigung erlitten zu haben und nur mit ihren Ansprüchen abgewiesen sind, weil sie dieselben erst nach Ablauf der gesetzlichen Frist erhoben haben, theilen wir nachträglich noch mit, daß auch jetzt erhobene Ansprüche in erster Instanz von den Bezirks-Kommandos zurückgewiesen werden, wenn dieselben jeder thatsächlichen Begründung entbehren, d. h. wenn die Betreffenden im Feldzuge an dem angegebenen Leiden nicht ärztlich behandelt sind und mithin keine Beweise für die Angabe erbracht werden können oder wenn nach dem ärztlichen Gutachten der gegenwärtige Zustand mit der im Feldzuge überstandenen Krankheit in keinem Zusammenhange steht.

— Die Kirchenstraße 13 wohnhafte Arbeiterfrau Kalow hatte von einem hiesigen Geschäft 56 Pfund Tauwerg im Werthe von 14 Mark zum Zupfen erhalten und dasselbe in einem auf dem Grundstück belegenen Stelle aufbewahrt. In der Zeit vom 5. bis 10. d. M. wurde dasselbe gestohlen.

— Einige Diebe scheinen jetzt Restaurationsräume für ihre Thätigkeit ins Auge zu fassen. In voriger Woche wurde, wie wir mitgetheilt, in den Restaurationen von P. Devantier und Pabst in einer Nacht eingebrochen und in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag wurde auf dieselbe Weise bei dem Restaurateur Kuhl, Pölitzerstraße 73, ein Einbruch verübt, bei welchem Kleidungsstücke und andere Gegenstände im Werthe von 85 Mark gestohlen wurden.

Aus den Provinzen.

* **Naugard**, 16. August. In der gestrigen Nacht wurde bei der Wittwe Borchardt ein Einbruchdiebstahl versucht. Der Dieb hatte ein Fenster der parterre gelegenen Wohnstube mittelst eines Pechpflasters kunstgerecht eingedrückt und war dann, nachdem er den betr. Fensterflügel geöffnet hatte, in das Zimmer gestiegen. Hierbei hatte er aber unvorsichtigerweise die Tasten eines unweit des Fensters stehenden geöffneten Klaviers berührt, wodurch ein lautes Erklingen der Saiten des Instruments verursacht wurde. Die Tochter der Wittwe B., welche wegen Zahnschmerzen noch wach war, hörte dies Geräusch vom Nebenzimmer aus und begab sich in das Wohnzimmer, um nachzusehen, worauf der Dieb schleunigst durch das geöffnete Fenster den Rückzug antrat, ohne seine Absicht ausgeführt zu haben. — Ueber Nacht nun wurde in der dem Herrn Bernhard gehörigen Apotheke ein äußerst frecher Einbruch ausgeführt, aber leider mit besserem Erfolge. Die Diebe, denn man vermuthet, daß es mehrere gewesen sind, hatten wiederum mittelst Pechpflasters ein Fenster eingedrückt, den Fensterflügel geöffnet und waren so in das Komtoir der Apotheke eingedrungen. Hierauf haben dieselben mit einem Bohrer Löcher oberhalb der Schlüssellöcher des Schreibsekretärs gebohrt, die Schieber der Schlösser heruntergedrückt und auf diese Weise sämmtliche Behälter des Sekretärs geöffnet und durchsucht. Da Herr Bernhard zur Zeit eine Rheinreise mit seiner Gemahlin macht, so kann einstweilen noch nicht festgestellt werden, wie groß der Verlust ist, doch nimmt man an, daß er nicht unerheblich ist. Außerdem aber haben es die Diebe auch nicht verschmäht, die 10 Mark enthaltende Wechselkasse der Apotheke mitzunehmen. Mehrere angebrannte Streichhölzer und ein niedergebrannter Lichtstumpf legten Zeugniß davon ab, mit welcher Ruhe der Diebstahl ausgeführt ist, und dazu liegt die Apotheke unmittelbar am Markt. Da der sonst umsichtige Polizeisergeant E. schon seit mehreren Monaten vom Dienst dispensirt und für ihn kein Ersatz eingestellt ist, so wird auch wohl dieser Diebstahl, sowie alle voraufgehenden, unentdeckt bleiben. Man kann sich daher wohl denken, in welcher Aufregung sich die Bewohner unserer Stadt befinden.

Bütow, 15. August. Die am heutigen Tage stattgehabte Eröffnung der Bütow-Zollbrücker Bahn wurde von unserer Stadt feierlich begangen. Die Häuser der Langenstraße waren bereits am frühen Morgen beflaggt. Schon zu dem Morgens 6 Uhr 40 Minuten abgehenden Zuge hatten sich viele Zuschauer auf dem Bahnhofe angesammelt. Die Wagen waren am Abend vorher nach dem Bahnhofe geschafft worden. Der ganze Eisenbahnzug wurde vor der Abfahrt mit Guirlanden verziert und das Eisenbahn-Baupersonal ließ es sich nicht nehmen, stolz auf das nun fertiggestellte Werk, eine Probefahrt bis zum nächsten Bahnhofe Borntuchen zu unternehmen. Die hiesigen beiden Musikkapellen hatten sich auf dem Bahnhofe aufgestellt und unter lustigen Klängen verließ der festlich geschmückte Zug unseren Bahnhof. Die eigentliche Feierlichkeit sollte jedoch erst bei Ankunft des ersten Zuges, 9 Uhr 28 Minuten, stattfinden. Eine fast unabsehbare Menschenmenge hatte sich auf dem Bahnhofe eingefunden. Die Musikkapellen konzertirten, bis der schrille Pfiff der Lokomotive die Ankunft des lange erwarteten Zuges signalisirte. Empfangen mit einem kräftigen Hurrah seitens der Anwesenden, lief der von Rügenwalde kommende, ebenfalls mit Guirlanden bekränzte Zug in unseren Bahnhof ein. Des Jubelns und Hurrahrufens wollte kein Ende nehmen. Die einzelnen Wagen wurden vom Publikum einer Durchsicht unterworfen. Die Behörden und Vertreter der Stadt hatten sich auf dem Bahnhofe eingefunden, um den für die Stadt Bütow so wichtigen Tag zu feiern. Nach 12 Uhr marschirten unter Vorantritt der Musikkapellen die Bahnbeamten, sowie Beamte und Bürger der Stadt vom Bahnhofe durch die Stadt nach Steinhauers Hotel. Zur Feier des Tages fand im Holz'schen Garten ein Konzert statt. Als Abends um 9 Uhr 23 Min. der Zug von Zollbrück ankam, wurde derselbe wiederum mit Musik feierlich empfangen. Seitens der Bürger der Stadt waren Beiträge zur Dekoration des Bahnhofes sowie zu einem gemeinschaftlichen Abendessen gesammelt worden. Als der Zug in den Bahnhof einlief, war letzterer von einem Fackelmeer erleuchtet. — Den Einwohnern unserer Stadt wird dies freudige Ereigniß wohl lange in Erinnerung bleiben. (Ztg. f. Hinterpommern).

† **Arnswalde** 16. August. Heute, am vierten Tage nach dem Brande auf dem Lange'schen Gehöft, wobei eine große Doppelscheune mit voller Ernte ein Raub der Flammen wurde, ist das Feuer, obgleich keine Anstrengung gescheut, noch nicht gelöscht. Die in dem festgestampften Getreide und Stroh unter den Steinen lagernde Gluth wird vielmehr nach jedem heftigen Windstoße bald hier, bald da zur lichten Flamme wieder angefacht, so daß soeben, Nachmittags 5 Uhr, wieder eine Spritze mit ihrer Mannschaft und acht Wasserwagen zur Brandstätte beordert werden mußten. Die große Doppelscheune war übrigens auch theilweise unterkellert, was die Löscharbeiten sehr erschwerte.

— Aus Cüstrin ist der „Frkf. O.-Z." nachstehende Mittheilung zugegangen: „Soeben wurde hier der für die Dauer der Wahlkampagne nach hier geschickte Redakteur des konservativen „Bürgerfreundes" Glaß aus Saarlouis verhaftet und in das Polizeigefängniß eingeliefert. Derselbe ist, wie er geäußert, wegen einer Beleidigung des Herrn Becker-Dortmund vor zwei Jahren verurtheilt und in Folge dessen flüchtig geworden und hat sich in dieser Zeit in Dortmund, Berlin und Stettin und seit Juli cr. hier aufgehalten.

Kunst und Literatur.

Anton Rubinstein weilt jetzt in Marienbad zur Kur. Selbstverständlich konnte er sich der Mitwirkung in einem Wohlthätigkeitskonzerte nicht entziehen. Als gewissenhafter Künstler begann er dazu zu üben. Eine nervöse Nachbarin wurde über diese „Klavierpaukerei" höchst ungehalten und sandte ihre Kammerzofe zu dem Unbekannten mit einem Briefchen, in welchem sie ihrem Unmuth über die Störung ihrer Ruhe lebhaften Ausdruck gab. „Wenn Sie schon spielen," schrieb sie darin entrüstet, „dann greifen Sie wenigstens richtig." Der große Künstler nahm seine Visitenkarte und schrieb auf dieselbe: „Verzeihen Sie, meine Gnädige, wenn ich einige Fehler gemacht habe. Anton Rubinstein." So hat sich Rubinstein einmal Kritik gefallen lassen!

— Herr Joseph Nesper, der in den Verband der Berliner Hofbühne tritt, schied vor einigen Tagen in aller Stille als Schweizer in Schillers „Räuber" aus dem Kreise seiner Meininger Kollegen. Nach beendigter Vorstellung versammelten sich die älteren derselben in seiner mit Blumen geschmückten Garderobe und überreichten ihm nach einer sehr herzlichen, innigen Ansprache seitens seines Chefs, des Intendanzraths Chronegk, einen prachtvollen silbernen Lorbeerkranz mit äußerst würdiger Widmung, die die Geber, wie den Empfänger, auf das Höchste ehrt. Am nächsten Tage erhielt ferner Herr Nesper von dem Herzoge von Meiningen folgendes Telegramm: „Nachdem Sie gestern Abend voraussichtlich zum letzten Male im Verbande Meines Theaters aufgetreten sind, spreche Ich Ihnen Meinen herzlichsten Dank aus für alles Das, was Sie demselben waren. Sie scheiden zu sehen, thut Mir sehr leid. Möchten Sie in Ihrem neuen Wirkungskreise die hohe Anerkennung finden, die Ihnen bisher zu Theil wurde und möchten Sie gerne sich Ihrer Meininger Zeit erinnern. Meine Frau ruft Ihnen mit Mir herzlichstes Lebewohl zu. Georg."

Die Behandlung des Getreides nach dem Dreschen.

Der Werth des Getreides ist in erster Linie abhängig von der Griffigkeit desselben; zähes und feuchtes wird immer erheblich billiger verkauft werden müssen als trockenes. Selbst solche Frucht, welche durch anhaltenden Regen vor oder während der Ernte Schaden gelitten hat, kann durch sorgfältige und fleißige Behandlung bei und nach dem Drusche binnen wenigen Wochen um 5 bis 10 pCt. im Werthe gehoben werden. Zu diesem Zwecke empfiehlt ein praktischer Landwirth folgendes Verfahren: Man dresche, wenn es halbwegs thunlich ist, nur bei trockener Witterung, lasse die Körner nicht über Nacht auf der Tenne oder in Säcken zu ebener Erde stehen, sondern verbringe das tägliche Ergebniß des Drusches Abends auf einen luftigen Bretterboden; sowohl bei trockenem als auch bei feuchtem Getreide ist die Benutzung von Gyps- (?) oder Lehmböden, oder der über Stallungen gelegenen Räume entschieden zu widerrathen. Man schütte die Körner möglichst flach und wende sie an jedem kühlen, trockenen Tage, niemals aber bei Regenwetter, derart, daß jedes einzelne Korn auf möglichst langem Wege die Luft durchschneidet, wie dies ähnlich beim Würfen in der Scheune geschieht. Wenn in Folge des häufigen Herumstechens die Frucht zweifellos griffig geworden ist, so genügt es, wenn von da ab bis zum Februar alle vier Wochen, vom März an bis nach der Blüthezeit alle acht Tage, darnach wieder alle vier Wochen gewendet wird. Jederzeit ist aber darauf zu achten, daß diese Arbeit nur bei kühler, trockener Luft, also an heißen Sommertagen in den ersten Morgenstunden vorgenommen werde. In jedem Getreidehaufen befindet sich zwischen den Körnern eine Menge Luft, deren Beschaffenheit auf die Erhaltung der Frucht von großem Einflusse ist. Wendet man nun bei Regenwetter, wie es thörichterweise oft geschieht, so bringt man feuchte Luft zwischen die Körner, wodurch die Gährung und Verwesung gefördert wird; wendet man aber bei kühlem, trockenem Wetter, so kommt solche Luft hinein, welche zu einer gesunden Lagerung unumgänglich nothwendig ist. Die sorgfältigste Behandlung des Getreides ist, besonders bei feuchter Jahreszeit, von so unermeßlicher Tragweite, daß jeder Landwirth an seine Thüre schreiben sollte: „Vergiß nicht das Wenden."

Vermischte Nachrichten.

— Vor dem Schwurgerichte in Leitmeritz begann am 13. d. Mts. die Verhandlung gegen die beiden Brüder Rößler, welche am 10. April d. J. das Raubattentat in der Schweizermühle bei Teplitz vollführt und bei demselben eine Beute im Werthe von mehr als 38,000 Gulden gemacht haben. Die Affaire hat seiner Zeit ungewöhnliches Aufsehen hervorgerufen; selbst in überseeischen Blättern wurde von diesem frechen Räuberstücke erzählt, welches der angebliche, aber beschäftigungslose „Ingenieur" Karl Rößler und der gewesene Eisenbahnbedienstete Franz Rößler ausgeführt haben. Sie wußten — Karl als „Polizeibeamter", Franz als „Gendarm" — dem „Schweizermüller", dessen Schwager, dem pensionirten Lehrer Gotilob Nehring, dem Hausknechte und der Magd so zu imponiren, daß Keiner von ihnen zu opponiren wagte, als die Räuber Kisten und Kasten stürzten und mit dem Vermögen des Müllers davongingen. Beinahe wäre der unschuldige Nachtwächter wider sein Wissen und Willen zum Gehülfen der Räuber geworden. Denn eben, als die Ausführung des Attentats im Zuge war, patrouillirte der Nachtwächter an der Mühle vorüber und der als Gendarm verkleidete Räuber hatte die Frechheit, an ihn die Frage zu richten: „Hab'n S' kein' Gauner g'seh'n?" und die Ordre hinzuzufügen: „Wenn S' Jemand Verdächtigen bemerken, so geben S' mir ein Aviso!" Der „geistige Leiter" des wohldurchdachten, mit großer Umsicht und Energie ins Werk gesetzten Unternehmens ist der „Ingenieur" Karl Rößler, wenn auch die Leistungen seines Bruders wesentlich zum Gelingen der Aktion beigetragen haben. Beide sind übrigens keine Neulinge mehr auf dem Gebiete des Verbrechens. Karl, der jetzt 30 Jahre zählt, ist bereits drei Mal wegen des Verbrechens des Betruges, 1 Mal wegen Uebertretung abgestraft. Franz, welcher 32 Jahre alt ist und an dem Diebsgenre mehr Geschmack fand, hat auch schon oft in der Zelle über den Werth der Freiheit nachgedacht. Die Anklage, wegen welcher sich heute die beiden Brüder zu verantworten haben, lautet auf Raub, bei Karl Rößler überdies noch auf Verleumdung. Von dem geraubten Gute wurden bei Karl Rößler Werthpapiere im Betrage von 12,100 Fl. vorgefunden, den fehlenden größern Rest will Franz Rößler auf seiner Flucht von Pest in einen Sumpe geworfen haben. Offenbar hat er die Werthpapiere irgendwo versteckt oder vergraben, und wenn es nicht gelingt, ein Geständniß von ihm zu erlangen, dann dürften dieselben für den Müller wohl für immer verloren sein. Die Thäter Karl und Franz Rößler wurden schuldig gesprochen und Ersterer zu 18, Letzterer zu 15 Jahren schweren Kerkers verurtheilt.

— (Eine Kriegslist auf der Eisenbahn.) Wenn Einer seinen Urlaub hat und Geld dazu, dann fehlt nach Lösung der Eisenbahnkarte gemeiniglich nur Eines zu seiner Glückseligkeit: Ein Kupee allein! Das primitivste aller Mittel, die Mark für den Schaffner, thut nicht immer seine Wirkung; die Fiktion, man sei von einem wüthenden Hunde gebissen worden, ist ein viel zu bejahrter Spaß, als daß er einen nur ein klein wenig hartgesottenen Kupeegenossen aus seiner Ecke vertreiben könnte und auch das imitirte schreiende Baby hat sich überlebt. Die jüngste Zeit hat eine neue Erfindung der gesellschaftsscheuen Reisenden zu Tage gefördert, von der wie hier zu Nutz und Frommen Nachahmungslüsterner Kunde geben. Es war auf der Franz Josef Bahn. Ein Herr steigt in ein Kupee, das von einem ganz unqualifizirbaren Duft erfüllt ist. Dort in der Ecke sitzt mit großer Seelenruhe ein Mann, dem dieser Parfum nichts anzuhaben scheint. Kann der's, kann ich's auch, denkt der Ankömmling und setzt sich naserümpfend nieder. Ein Anderer kommt, riecht hinein und flieht. Zwei neue Kupee Genossen. Sie nehmen Platz, fluchen aber vernehmlich über den furchtbaren Geruch. „Was stinkt da so?" fragt ein Resoluter und beginnt die Gepäcknetze zu mustern. „Was ist denn in dem Packet dort?" — „Alter Kuhkäse!" ruft der wortkarge Mann in der Ecke. — „Gehören die Ihnen?" — „Ja." — „Herr, wie können Sie alten Kuhkäse in ein anständiges Kupee mitnehmen!" — „Das sind die besten Käse der Welt!" — „Aber können Sie's denn selbst dabei aushalten?" — „Ich danke, ich habe den Schnupfen!" — „Das ist ein Kupee für Nichtraucher, mein Herr!" — „Ich kann den Rauch auch nicht vertragen." — Kondukteur! Kondukteur! Darf Einer solche Genüsse in's Kupee tragen? Das ist ein Kupee für Nichtraucher. Steht im Reglement nichts über alten Käse?" — „Bitt' um Entschuldigung, da kann ich aber wirklich nix thun. Vielleicht möcht' der Herr in ein anderes Kupee?" — „Ich sitz' gern bequem." — „Ich find' schon ein Kupee, wo's allein sein!" — „Ach so, mit Vergnügen. Angenehme Fahrt, meine Herren!" und er verschwand mit dem alten Käse. — Jetzt Gnade den Eisenbahnen nur der Himmel, daß die Mode nicht einreißt.

— Frau Räthin M. (im Konsultationszimmer des Dr. A.): Herr Doktor, Sie müssen zu meinem Kind kommen, der Junge ist furchtbar verschnupft. Denken Sie sich, er hat heute den ganzen Vormittag geniest.

Dr. A: Das ist ja aber fürchterlich, gnädige Frau. Aber heute habe ich leider keine Zeit, zu kommen.

Räthin M.: Ja, aber was thue ich, wenn das Kind wieder niest?

Dr. A.: Dann würde ich, gnädige Frau, „Prosit" sagen.

— A.: Sie haben sich aber in kurzer Zeit merkwürdig erholt. Was haben Sie nur gethan?

B.: Gar nichts!

— Der Leiter eines größeren Provinztheaters wurde kürzlich gefragt, warum er kein den sonstigen Leistungen der Bühne entsprechendes Balletpersonal zusammenstelle. „Das ist hier nicht möglich," war seine Antwort, „die Herren in unserer Stadt sind zu — solid."

Telegraphische Depeschen.

Wien, 17. August. Die Zusammenkunft des Zaren mit dem Kaiser von Oesterreich eventuell mit dem Kaiser von Deutschland ist in nächster Zeit unbedingt zu erwarten, doch können im vorhinein alle eventuellen Mittheilungen über Ort und Datum als falsch erklärt werden, diese Details werden erst im letzten Momente bekannt werden.

Wien, 17. August. Die offiziöse Wiener „Montagsrevue" schreibt:

Das Arbeitsfeld der Varziner Besprechungen dürfte kein allzu ausgedehntes sein; so lange das deutsch-österreichische Bündniß auf den heutigen Grundlagen besteht und seine Anziehungskraft nicht verleugnet (worauf dessen Wirksamkeit nach außen in erster Linie beruht), so lange erscheint jede Möglichkeit der Friedensstörung in den Hintergrund gedrängt. In letzter Beziehung ist aber keine Veränderung eingetreten. Selbst Rußland hat ein noch größeres Bemühen an den Tag gelegt, sich in das politische System Bismarck's einzufügen, und die kurze Trennung Italiens von den drei Kaisermächten in der technisch finanziellen Frage der egyptischen Angelegenheit ist schwerlich als Zeichen weiterreichender Entfremdung anzusehen; in ihrer universellen europäischen Bedeutung erscheint daher die Allianz zwischen Oesterreich und Deutschland sicherlich nicht abgeschwächt. Vielleicht haben Bismarck und Kalnoky es für nöthiger gehalten, diese Bedeutung wiederum öffentlich zum Ausdruck zu bringen, als nach neuen Bedingungen zu ihrer Befestigung zu suchen. Der Varziner Besuch vervollständigt nur die Eindrücke der letzten Ischler Monarchen-Zusammenkunft. Die Sympathien und freundschaftlichen Gesinnungen, welche die Monarchen und die leitenden Staatsmänner beider Reiche gegeneinander hegen, das rückhaltlos entgegengebrachte Vertrauen sind eine erfreuliche Reflexerscheinung der politischen Gemeinsamkeit zwischen Oesterreich und Deutschland und den engen Beziehungen ihrer Völker. Wenn die Welt daran erinnert wird, daß die Bündnisse beider Reiche kein zufälliges und vorübergehendes, sondern das Ergebniß wichtiger Interessen-Gemeinschaft und voller Identität der staatlichen Aufgaben, demnach ein Bündniß der Gesinnungen und Ueberzeugungen, welches durch das persönliche Verhältniß der Souveräne und Staatsmänner verstärkt wird, so kann dies nur ein Vortheil sein, denn die Stabilität der europäischen Verhältnisse bezeichnet diese Allianz als den einzigen festen und unerschütterten Punkt, welcher zum Zentrum aller Friedens-Bestrebungen Europas geworden ist.

Petersburg, 16. August. Das Sündenregister der Nikolaibahn steigert die „Nowosti" durch die Entdeckung einer neuen Schädigung der Staatsinteressen um zehn Millionen Rubel, da die Bahn den Transport des Militärs und des Kriegsmaterials zu wesentlich höherem Tarif berechnete, als sie befugt war. Um das Kriegsministerium zu täuschen, soll sie zur Begründung der Forderung demselben ein offizielles Dokument vorgelegt haben, welches jedoch eine Bestätigung durch die Regierung nicht gehabt hat, weshalb die „Nowosti" die Nikolaibahn der dokumentarischen Fälschung beschuldigt. Das Kriegsministerium bezweifelte die Echtheit nicht, weil das Dokument von der Verwaltung ausging, in welche Regierungs-Direktoren abkommandirt sind, um die Interessen der Krone wahrzunehmen. Nunmehr ist der Betrag der unbefugten Ausgaben der Nikolaibahn auf 40 Millionen Rubel gestiegen! Die Angelegenheit macht viel Sensation, insbesondere wegen der dunklen Rolle, welche die Regierungs-Kommissare hierbei gespielt haben.

Alexandrien, 16. August. Heute Nachmittag fand hier eine Kundgebung von 8000 Personen statt, welche berechtigt sind, Schadenersatz für die ihnen durch das Bombardement von Alexandrien zugefügten Beschädigungen zu verlangen. Der Gouverneur versprach im Namen des Khedive, das Alles geschehen solle, um den gerechten Ansprüchen möglichst bald nachzukommen.

Vater und Tochter.

Aus dem Französischen von Viktor Schwarz.

48)

„Halten Sie das, wie Sie wollen, aber Sie werden doch ohne Zweifel wissen, was aus Ihren Enkeln geworden ist?"

„Das ist nicht meine Sorge, sondern die ihres Vaters."

„Aber dieser soll ja todt sein?"

„Auch möglich."

„Ah — Sie wissen also auch nicht, was aus Ihrem Schwiegersohne geworden ist?"

Der Edelmann schwieg.

„So will ich es Ihnen sagen — er lebt! Louis Rene de Penhoel ist nicht todt!"

Immer noch schwieg der Herzog.

„Aber seine Kinder sind nicht bei ihm."

Der Herzog blickte regungslos vor sich nieder und Monsieur Dartois fuhr lebhafter fort:

„Ihr Schweigen beweist mir, daß ich Ihnen nichts mitgetheilt, was Sie nicht schon wußten, wogegen Sie mir entschieden mancherlei mittheilen könnten. Ich stehe hier im Namen des jungen Mannes, welchen Sie so schnöde abgewiesen. Sie behaupten, Ihre Tochter sei vor fünfzehn Jahren gestorben — ich dagegen glaube, daß sie erst vor fünfzehn Monaten starb, und zwar wurde sie unter dem Namen einer Wittwe Morisset — ermordet!"

Der Herzog konnte sich eines merklichen Zitterns nicht erwehren — er senkte die buschigen weißen Lider und suchte Monsieur Dartois den Ausdruck seiner Augen zu verbergen. Diese Schwäche währte indeß nur einen Moment und seine Stimme klang unverändert hart und streng, als er sagte:

„Sie haben das Recht, Monsieur, zu glauben, was Sie wollen!"

„Oder," fuhr Monsieur Dartois unbeirrt fort, ohne sein Gegenüber aus den Augen zu lassen, „wenn Madame de Penhoel zu der angegebenen Zeit gestorben ist existirt ihr Todtenschein. Entweder sind Sie, Herr Herzog, im Besitz desselben, oder Sie wissen wenigstens, wo er zu erlangen ist."

Der Herzog erhob sich in kaum unterdrückter Aufregung und schritt einige Male im Zimmer auf und ab. Seine bleichen Lippen bebten — seine Nasenflügel vibrirten und seine finster gefaltete Stirn zeigte Monsieur Dartois, daß auch dieser Hieb saß.

„Nun, Herr Herzog — ich erwarte Ihre Antwort!"

Der Herzog setzte sich wieder und sagte mürrisch: „Und wenn ich nun diese Antwort verweigere? Weiß ich doch nicht, wer Sie sind und weshalb Sie dieses Verhör anzustellen belieben!"

„Wenn Sie die Antwort verweigern, Herr Herzog, begebe ich mich von hier direkt zum kaiserlichen Staatsprokurator und ersuche denselben im Namen Rene Morisset's, Ihres Enkels, Sie zur Herausgabe des Todtenscheins zu zwingen! Dem Staatsanwalt werden Sie Auskunft geben müssen — er wird Sie fragen, wohin sich Madame de Penhoel begeben hat, nachdem sie die Todesnachricht ihres Gatten erhalten und was seitdem aus ihr geworden ist! Sind Madame de Penhoel und Madame Morisset identisch, dann könnte Monsieur de Penhoel, falls wir ihn um Auskunft bitten wollten, erwidern, der veränderte Name habe ihn, als er nach Frankreich zurückkehrte, irregeführt — er habe seine Familie nicht wiederfinden können und nach den Aeußerungen seines Schwiegervaters sei er berechtigt gewesen, an den Tod seiner Gattin zu glauben. Da Sie, Herr Herzog, diesen Tod als schon vor langen Jahren erfolgt darstellen, — da Sie Trauer um Ihre Tochter tragen, so sind Sie die erste Instanz, an welche man sich wenden wird und muß, um zu erfahren, was Wahres an der Sache ist und immer wird man Sie ersuchen, den Beweis ihres Todes zu liefern."

Der Herzog hatte schweigend, aber in sichtlicher Erregung Monsieur Dartois' Worten gelauscht — dunkle Blutwellen stiegen in sein bleiches Gesicht und er riß seine Halsbinde auf, um nicht zu ersticken

Plötzlich flog es wie ein elektrischer Strahl über seine Züge — er ergriff mit zitternder Hand die Karte, welche noch immer auf dem Nebentisch lag und sie aufmerksam studirend, murmelte er vor sich hin: „Dartois — Dartois — wenn ich mich nur besinnen könnte!"

Sein Gefährte wandte keinen Blick von ihm — endlich brach ein Triumphblick aus den immer noch auf die Karte gehefteten Augen und er rief lebhaft:

„Ich hab's — das Alter macht vergeßlich, aber nach und nach tauchten die alten Erinnerungen auf! Ja — nun weiß ich, wer Sie sind! Monsieur Dartois — früher Untersuchungsrichter, später Maire, haben Sie eine Demoiselle de Pierreponts geheirathet und sind mithin der Schwager des Grafen d'Orson?"

„Ganz recht," nickte Monsieur Dartois, welcher ein leises Unbehagen empfand und nicht recht begreifen konnte, was des Herzogs Triumph bedeuten sollte.

Monsieur de la Villepreux brach in ein entsetzliches Lachen aus.

„Vorwärts denn," rief er mit heiserer Stimme, „jetzt ist die Reihe an mir! Sie haben mich wirklich geängstigt, aber das ist nun vorbei — jetzt habe ich das Heft in der Hand! Sie wollen, daß ich rede — ich werde reden und Sie sollen mich anhören!"

---

53. Kapitel.

Des Herzogs Bekenntniß.

Eine wilde, grausame Freude leuchtete aus den Augen des Herzogs und Monsieur Dartois konnte sich eines leisen Schauders nicht erwehren. Er verlor indessen seine Selbstbeherrschung nicht einen Augenblick und sagte kühl:

„Sprechen Sie — mehr begehre ich nicht!"

„Sie werden mehr denn befriedigt sein," höhnte der Herzog und dann fuhr er, jedes einzelne Wort schwer betonend fort:

„Wenn ich bis jetzt geschwiegen habe, so geschah es, weil dies in meinem Interesse lag — ich hatte zwingende Gründe, so und nicht anders zu handeln und ich habe diesen Motiven mein ganzes Leben, ja fast das Heil meiner Seele geopfert! Ja — es giebt ein Geheimniß in meiner Existenz und um dasselbe zu bewahren, habe ich nicht gezögert, das Entsetzlichste zu vollbringen! . . . In erster Linie darf Niemand erfahren, in welcher Beziehung ich zu meinem — Schwiegersohn stehe," — hier lachte er unheimlich auf — „eben so wenig soll die Welt erfahren, was es mit der Heirath meiner Tochter für ein Bewandtniß hatte," und wieder tönte das gräßliche Lachen von seinen Lippen. „Wenn Jemand ahnte," fuhr er dann finster fort, „welcher Art das Verhältniß zu Monsieur und Madame de Penhoel war und ist, würde ich mich hier vor Ihren Augen auf der Stelle tödten."

Als Monsieur Dartois in das entschlossene Gesicht seines Gefährten blickte, empfand er unwillkürlich etwas wie Bewunderung für den Greis. Er wußte, daß ihm, als bigottem Katholiken, der Selbstmord eine Sünde dünkte, welche ihm unwiderruflich die Pforten des Himmels verschloß und doch fühlte er zugleich, daß der Herzog sich nicht besinnen würde, sein Wort wahr zu machen.

„Ja," fuhr der Edelmann nach kurzer Pause fort, „wenn ich gezwungen würde, Rechenschaft über Louis Rene de Penhoel abzulegen — wenn ich entweder öffentlich die fraglichen Papiere vorlegen, oder erklären müßte, daß dieselben nicht existiren — wenn Penhoel seine Existenz bedroht sähe, und wenn die Behörde erführe, was sie nicht zu wissen scheint, — wenn der elende Penhoel, um sich zu vertheidigen oder zu rächen, bekennen sollte, was er verschweigen müßte, dann wäre es mit mir zu Ende. Aus diesem Grunde verweigerte ich Ihnen die Antwort, bis ich erfuhr, wer Sie sind — seit fünfzehn Jahren lüge ich indem ich Trauer um Mademoiselle de la Villepreux trage, deren Todtenschein ich Ihnen um deswillen nicht verschaffen kann, weil sie erst vor fünfzehn Monaten gestorben ist — ermordet unter dem Namen einer Wittwe Morisset!"

„Ah, ich ahnte es," sagte Monsieur Dartois tief aufathmend.

„Jetzt aber, nun ich weiß, wer Sie sind — nun ich weiß, daß Sie nicht reden werden — daß Sie mindestens eben so viel Interesse an dem Verschweigen der Wahrheit haben, als ich, weil der öffentliche Skandal Ihre Familie eben so sehr entehren würde, als die meine, jetzt sollen Sie Alles erfahren, mit Ausnahme des Geheimnisses, welches mich allein angeht."

Mit angehaltenem Athem lauschte Monsieur Dartois — er wußte, daß seine schlimmsten Befürchtungen noch übertroffen werden würden, denn der Blick des Herzogs funkelte, wie der eines Raubthieres, welches sich auf seine Beute stürzt.

„Also," nahm der Edelmann seine Erzählung wieder auf, „Rene und Klara Morisset sind die Kinder Louis Rene de Penhoels und Mademoiselles de la Villepreux, der Gattin des Vorgenannten. Beide Kinder sind in rechtmäßiger Ehe geboren, sie dürfen

---

Börsen-Bericht.

Stettin, 16. August. Wetter prachtvoll. Temp. + 16° R. Barom. 28" 6"'. Wind NO.

Weizen niedriger, per 1000 Klgr. loko 155—164 bez., per August-September 161 nom., per September-Oktober 160—161—160,5 bez., per Oktober-November 161,5 bis 162,5—162 bez., per November-Dezember 164 bez., per April-Mai 168—169—167,5—168 bez.

Roggen behauptet, per 1000 Klgr. loko inl. 130 bis 135 bez., per August 136 G., per September-Oktober 134—134,5 bez., per Oktober-November 133 bez., per November-Dezember 132 bez., per April-Mai 135—136,5 b.

Gerste unverändert, per 1000 Klgr. loko mittel 130 bis 134 bez. feine 140—144 bez.

Hafer still, per 1000 Klgr. loko alter 130—152.

Winterrübsen fest, per 1000 Klgr. loko 230—238 bez.

Winterraps fest, per 1000 Klgr. loko 232—246 bez.

Rüböl fest, per 100 Klgr. loko o. F. b. Kl. 53 B., per August 52 B., per September-Oktober 53 B., per April-Mai 52 B.

Spiritus matter, per 10,000 Liter % loko o. Faß 48,9 bez., per August 48,4 B., per August-September do., per September-Oktober 48,6 B. u. G., per Oktober-November 47,5 B., per November-Dezember 46,5 G., per April-Mai 48—47,8 bez., B. u. G.

Petroleum per 50 Kglr. loko 7,9 tr. bez., alte Us. 8,2 tr. bez.

Landmarkt. Weizen 154—165, Roggen 137 bis 140, geringer 130—135, Gerste 135—146, Hafer 130 bis 140, Kartoffeln 42—48, Heu 2—2,5, Stroh 21—24.

Bekanntmachung.

Die Aufnahme von Studirenden in die Königliche Technische Hochschule zu Berlin, welche vermöge Allerhöchsten Erlasses vom 7. Juli cr. **vom 1. Oktober d. J. ab in den Neubau nach dem Hippodrom im Stadtbezirk Charlottenburg verlegt wird**, erfolgt für das Studienjahr 1884/85 in der Zeit vom 1. bis einschließlich 28. Oktober cr. Für solche Vorträge und Uebungen, welche nicht an einen Jahreskursus gebunden sind, kann die Aufnahme auch in der Zeit vom 1. bis einschließlich 21. April k. J. stattfinden.

Die Annahme von Vorträgen und Uebungen, sowie die Anmeldung bei den Herren Dozenten erfolgt für das Wintersemester 1884/85 in der Zeit vom 1. Oktober bis einschließlich 5. November d. J. und für das Sommer-Semester 1885 in der Zeit vom 1. bis einschließlich 23. April künftigen Jahres.

Das Programm für das Studienjahr 1884/85 ist vom 1. September cr. ab im Sekretariat der Technischen Hochschule — Schinkelplatz 6 — gegen 50 ₰ käuflich zu haben, auch kann dasselbe gegen Einsendung von 60 ₰ (im **deutschen** Briefmarken) von daher bezogen werden.

Berlin, den 15. August 1884.

Der Rektor der Königlichen Technischen Hochschule.
G. Hauck.

Thier-Schutz!

Zur Verhütung von Strafen für Mißhandlung von Thieren erlauben wir uns die königl. Polizei-Verordnung §§ 55 bis 65 vom 2. August 1876 in Erinnerung zu bringen

Auf Grund des § 5 im Gesetze über die Polizei-Verwaltung verordnet die Polizei-Direktion für den ganzen Umfang des Polizei-Bezirks wie folgt:

Federvieh darf nicht in der Weise zu Markt gebracht werden oder feilgeboten oder von dem Markt nach Hause oder einem sonstigen Bestimmungsorte geschafft werden, daß diese Thiere **bei den Beinen angefaßt oder zusammengebunden**, die Köpfe nach unten hängend, getragen oder beziehungsweise zum Verkauf ausgestellt werden.

Ebenso dürfen in einem Korbe oder sonstigen Behältnisse nicht mehr Hühner, Tauben, Enten 2c. zu Markt gebracht oder feilgeboten werden, als das Behältniß in der Art hinreichenden Raum gewährt, daß ein Thier neben dem andern, ohne sich gegenseitig wegen Raummangel zu drücken, auf dem Unterboden des Behältnisses sitzen kann.

Uebertretungen ziehen, falls nicht die Strafe des § 34 Nr. 9 des Strafgesetzbuches v. i. Geldbuße bis 50 Thlr. oder Gefängniß bis 6 Wochen eintritt, eine Geldbuße bis 3 Thlr. nach sich, welcher im Unvermögensfalle verhältnißmäßige Gefängnißstrafe substituirt wird.

Wer öffentlich Thiere **boshaft quält oder roh mißhandelt**, wird nach § 340 Nr. 10 Strafgesetzbuch mit Geldbuße bis 50 Thlr. event. Gefängniß bis 6 Wochen bestraft.

Der Vorstand
des Stettiner Thierschutz-Vereins.
Carl Becker.

dies indeß niemals erfahren und Sie werden mir behülflich sein, dies Geheimniß zu bewahren, denn Louis Rene de Penhoel, welcher sich heute Graf d'Orsan nennt, nach einer Besitzung, welche er mitsammt dem dazu gehörigen Titel gekauft, ist der Mörder seiner ersten Gattin, Anna Destrée de la Villepreux!"

Als der Herzog diese Worte mit erhobener Stimme ausgesprochen hatte, rieb er sich die Hände und blickte Monsieur Dartois höhnisch lächelnd an.

Letzterer hatte freilich eine ähnliche Mittheilung erwartet, aber doch traf ihn der Schlag auf's Empfindlichste und er empfand einen stechenden Schmerz im Gehirn, wenn er an Rene dachte.

„Ah — Sie waren dessen noch nicht ganz sicher," höhnte der Herzog, „und so kamen Sie zu mir, anstatt sich direkt an den Grafen d'Orsan, den Oheim Ihrer Tochter, den Gatten Ihrer verstorbenen Schwägerin, Ihren Schwager zu wenden! Eigentlich wäre es das Natürlichste gewesen, aber Sie wollten Rene nicht mit einem Male erfahren lassen, wer sein Vater und zugleich der Mörder seiner Mutter war. Im Grunde genommen, haben Sie Recht daran gethan — wenn Rene die Wahrheit erfährt, ist der Eklat unvermeidlich und ebenso unvermeidlich die Einmischung der Behörde. Letztere würde zuerst die zweite Ehe als Bigamie brandmarken und dann den Grafen d'Orsan, als Mörder seiner ersten Gattin, der Wittwe Morisset, dem Henker überantworten — dergleichen Fatalitäten hält man seiner Familie doch lieber fern, nicht wahr, Monsieur Dartois? Für mich ist es ein besonderes Glück, daß Sie auf Ihre Kinder Rücksicht zu nehmen haben. Beide würden es Ihnen kaum danken, wenn Sie die Explosion herbeiführen wollten, denn nach derselben würde sowohl die Verheirathung Ihrer Tochter, wie später die Karriere Ihres Sohnes auf unliebsame Schwierigkeiten stoßen!"

Wieder lachte der Herzog laut und höhnisch auf und fragte dann:

„Sind Sie jetzt befriedigt, oder haben Sie mir noch eine Frage vorzulegen?"

„Das habe ich," versetzte Monsieur Dartois mit mühsam beherrschter Ruhe, „ich muß um Ihre Beweise bitten!"

„Um meine Beweise?"

„Nun freilich! Aus ihren Worten spricht ein grenzenloser Haß gegen den Grafen d'Orsan, wie gegen Ihre Tochter — wer bürgt mir dafür, daß Sie Ihren Schwiegersohn nicht verleumden?"

Der Herzog zuckte die Achseln.

„Was man einem Penhoel nachsagt, ist stets wahr," knurrte er dann, „gute Jagdhunde und schlechtes Blut führen nie irre!"

„Wer beweist mir denn, daß Sie nicht selbst der Urheber des Verbrechens sind, dessen Umstände Sie kennen, obgleich sich dieselben bis heute dem Scharfblick des Gerichts entzogen haben?"

Der Herzog richtete sich hoch auf.

„Wollte ich Ihnen, einem Bürger, einem Revolutionär, sagen, daß ich mich Herzog de la Villepreux nenne, dann würden Sie nicht begreifen, daß darin die beste Widerlegung Ihrer Behauptung liegt. So sage ich Ihnen denn, daß ich, falls ich dies Verbrechen hätte begehen wollen, schon vor zwanzig Jahren Gelegenheit dazu gefunden hätte — ich achte meinen Namen zu hoch, um denselben mit Blut zu beflecken und durch den Koth zu schleifen."

„All' dies will ich zugeben und doch, wenn Sie wünschen, daß ich schweige — daß ich selbst Rene gegenüber das Geschehene verberge — und das wird äußerst schwierig sein, — sind Sie mir Aufklärung schuldig!"

Der Herzog zögerte noch immer und erst nach einer Weile sagte er dumpf und grollend:

„Sie haben Recht — indem ich Ihnen die Schuld Louis Rene de Penhoels enthülle, sichere ich mir am besten Ihr Schweigen."

„Es handelt sich nicht nur darum, daß ich schweige," bemerkte Monsieur Dartois.

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß Rene — der Sohn Monsieur de Penhoel's, weiß, daß ich Letzteren kenne."

„Unseliger," schrie der Herzog wüthend, „das ist ja schrecklich!"

„Einstweilen," fuhr Monsieur Dartois unbeirrt fort, „weiß er freilich noch nicht, daß Penhoel und d'Orsan eine und dieselbe Person sind, aber er kann es täglich, stündlich erfahren."

„Fatal — äußerst fatal," brummte der Herzog.

„Er weiß," sagte Monsieur Dartois, „daß ich hierhergereist bin, um Ihnen verschiedene Fragen vorzulegen; er harrt meiner Rückkehr."

„Wo?"

„In Paris — in meinem Hause."

„Und wenn der Graf in Ihrer Abwesenheit dorthin kommt?"

„Er ist eben verreist — er befindet sich in der Provinz um ein seiner Frau gehöriges Gut zu verkaufen."

Der Herzog stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

„Ueberdies wacht meine Tochter über Rene, aber nur bis zu meiner Rückkehr — dann freilich —"

„Dann müssen Sie lügen — lügen — lügen," sagte der Herzog in kalter Wuth.

(Fortsetzung folgt.)
